

Vilmos Ágel (Budapest)

## GEGENWARTSGRAMMATIK UND SPRACHGESCHICHTE II

### Der sprachgeschichtliche Hintergrund einiger aus synchroner Sicht undurchsichtiger/unverständlicher grammatischer Phänomene

#### 6. *haben*+Partizip II als Zustandsaktiv

Mit dem Thema der Ambiguität (= Zwei- oder Mehrdeutigkeit) der Hilfsverben hatten wir uns bereits in DUFU III/1996 beschäftigt. Das Ambiguitätsproblem scheint mir aus der Sicht des Deutschunterrichts in Ungarn besonders im Falle der *haben*+Part.II-Konstruktion besonders akut. Denn der Deutschlerner kennt diese nur in der Konstruktionsbedeutung 'Aktiv Perfekt'. Es gibt aber auch noch andere Verwendungen:

- (1) *Die meisten Autos haben Katalysatoren eingebaut.*
- (2) *Das Möbelhaus Unger hat jetzt auch sonntags geöffnet.*  
(Hörbeleg)

(3) [am Telefon:] *Guten Tag, ich hätte gern Herrn X gesprochen.*

Beispiel (1) kennen wir aus DUFU III/1996, und wir haben es als *haben*-Rezipientenpassiv (das zugleich ein Zustandspassiv ist) 'enttarnt'. Wie steht es aber um (2) und (3)?

Zuerst einmal ist klar, daß in diesen Fällen kein Aktiv Perfekt vorliegt. Satz (2) weist das Temporaladverb *jetzt* auf, das einen Vergangenheitsbezug sehr unwahrscheinlich macht. Und Satz (3) hat einen eindeutigen Gegenwartsbezug. Schließlich ruft man nicht an, um Y mitzuteilen, daß es nett gewesen wäre, wenn man X hätte sprechen können (und dann legt man auf). Vielmehr bezeichnet man mit (3) ungefähr dasselbe wie mit (4):

(4) *Guten Tag, kann ich bitte Herrn X sprechen?*

(2) und (3) sind auch keine *haben*-Passivsätze, denn die Subjekte sind keine Rezipienten. Das können wir auch überprüfen, indem wir versuchen, die Sätze auf *bekommen*-Passivsätze zurückzuführen:

(2') ~~*Das Möbelhaus Unger hat jetzt auch sonntags geöffnet bekommen.*~~

(3') ~~*Guten Tag, ich hätte gern Herrn X gesprochen bekommen.*~~

Halten wir fest: Die Funktion x (= die unbekannte Funktion) von *haben* in (2) und (3) ist weder Perfekt- noch Passivhilfsverb. Was dann?

Um diese Frage zu beantworten, ist es ratsam, einen Blick auf die Geschichte von *haben* zu werfen. Bevor wir es tun, soll jedoch ein Wort zum Ablauf von Grammatikalisierungsprozessen im Lichte neuerer Erkenntnisse gesagt werden: Es ist ein Gemeinplatz in der Sprachgeschichtsforschung, daß grammatische Sprachzeichen aus lexikalischen Sprachzeichen entstehen. Z.B. geht die Präposition *dank* (*dank deiner Hilfe*) auf das Substantiv *Dank* zurück. Auch die Hilfsverben gehen alle auf Vollverben zurück. Was passiert aber mit den lexikalischen Sprachzeichen, auf die die grammatischen zurückgehen? Hören sie ganz auf, lexikalische Sprachzeichen zu sein? Oder bleiben sie weiterhin bestehen?

Die neuere Grammatikalisierungsforschung, die sich in den späten 80er und den 90er Jahren zu einem angesehenen Paradigma in der Linguistik entwickelt hat, beantwortet diese Frage mit dem Prinzip der *divergence* (die von dem Amerikaner Paul J. Hopper stammt): Die Grammatikalisierung eines lexikalischen Sprachzeichens führt typischerweise nicht zum 'Ableben' des lexikalischen Sprachzeichens, sondern zur Auseinanderentwicklung (= Divergenz) der lexikalischen und grammatischen Domänen des Zeichens und somit zur

‘friedlichen Koexistenz’ des (alten) lexikalischen mit dem (neuen) grammatischen Sprachzeichen. Als Beispiele denken wir nur an die Hilfsverben der Rezipientenpassive: Die Verben *bekommen*, *kriegen* und *haben* existieren alle auch als ganz normale Vollverben.

Wie sieht nun die Geschichte von *haben* aus? Das Vollverb *haben* ‘besitzen’ ist bereits zu Beginn der deutschen Sprachgeschichte (im 8./9. Jh.) belegt. Sätze wie (5) waren also schon damals möglich:

- (5) *X hat Bücher.*  
‘X besitzt Bücher’

Nun war eine Eigentümlichkeit der alten deutschen Sprache, daß Adjektiv- und Partizipialattribute nicht nur vor, sondern auch nach dem Nomen stehen konnten. Im 8./9. Jh. wären also (5a) und (5b) vollkommen normale Sätze gewesen:

- (5a) *X hat Bücher schöne.*  
‘X besitzt schöne Bücher’  
(5b) *X hat Bücher illuminierte.*  
‘X besitzt illuminierte Bücher’

Das Partizipialattribut konnte zwar, mußte aber nicht flektiert werden. (5b) und (5c) waren also formale Alternativen:

- (5c) *X hat Bücher illuminiert.*  
‘X besitzt illuminierte Bücher’

Das Part. II *illuminiert* ist hier also Objektsprädikativ zum Akkusativobjekt *Bücher*. Verallgemeinert:

**(objektprädikativische) Konstruktion:** Subjekt-flektiertes *haben*-Akkusativobjekt-unflektiertes Part.II.

**(zustandsaktivische) Konstruktionsbedeutung** (im älteren Deutsch): ‘X besitzt Y in dem Zustand Z’

Das ist die Konstruktion, die für die spätere Geschichte von *haben* von zentraler Bedeutung ist. (5c) läßt nämlich die Frage offen, ob X nur Besitzer der illuminierten Bücher ist oder ob er sie vielleicht sogar selber illuminiert hat. (5c) läßt sich also auf zwei verschiedene Situationen anwenden, ist **offen für zwei Typen von Interpretationen:**

- Sit.1: X besitzt illuminierte Bücher (= hat Bücher in illuminiertem Zustand), ist aber selber nicht der Illuminator.
- Sit.2: X besitzt illuminierte Bücher und ist selber der Illuminator (= hat die Bücher selber illuminiert).

Die Verwendung von Sätzen wie (5c) in der Situation 2 führt sprachgeschichtlich zur Herausbildung des Perfekthilfsverbs *haben*, d.h. zur perfektischen Grammatikalisierung des Vollverbs *haben*. Deshalb verstehen wir (5c) heute als (5c'):

(5c') *X hat Bücher illuminiert.*  
 'X illuminierte Bücher'

**perfektische Konstruktionsbedeutung:** 'X tat etwas mit Y'

Im Sinne des Divergenzprinzips müssen wir uns jedoch fragen, ob die ursprüngliche zustandsaktive Konstruktionsbedeutung ('X besitzt Y in dem Zustand Z') durch die Herausbildung einer der Situation 2 entsprechenden neuen Konstruktionsbedeutung gänzlich verschwunden ist. Offensichtlich nicht, denn in Sätzen wie (3) wirkt die alte Konstruktionsbedeutung nach:

(3) *Ich hätte gern Herrn X gesprochen.*  
 'Ich würde gern Herrn X in einem gesprochenen Zustand besitzen'

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Die angegebene Inhaltsbeschreibung ('Ich würde...') soll nicht als korrekte Bedeutungsparaphrase des Satzes (3) verstanden werden. Sie soll lediglich den Zusammenhang zur alten (und offensichtlich nicht verlorengegangen) zustandsaktiven Konstruktionsbedeutung verdeutlichen.

Zu untersuchen wäre noch, unter welchen Umständen die alte zustandsaktive Konstruktionsbedeutung im heutigen Deutsch eingesetzt werden kann (warum z.B. (3), aber nicht (5c) ambig ist). Auf jeden Fall ist davon auszugehen, daß auch die alte objektsprädikative Konstruktion einen Grammatikalisierungsprozeß durchgemacht hat. Dafür gibt es mindestens drei Anzeichen:

1. In der Inhaltsbeschreibung von (3) wirkt die Komponente 'besitzen' unbeholfen;
2. Das Partizip II kann (im Gegensatz zu früher) nicht mehr flektiert werden:

(3a) *Ich hätte gern Herrn X gesprochenen.*

3. Das Akkusativobjekt (= das alte Objekt zum Objektsprädikativ) muß nicht mehr immer realisiert werden. Sätze wie (2) gehen also historisch gesehen zwar wohl auf Sätze wie (2a) zurück, sind aber heute (im Gegensatz zu früher) durchaus normgemäß:

(2) *Das Möbelhaus Unger hat jetzt auch sonntags geöffnet.*

(2a) *Das Möbelhaus Unger hat jetzt auch sonntags seine Tore geöffnet.*

Wir müssen also im heutigen Deutsch neben dem *haben*-Perfekt und dem *haben*-Zustandspassiv auch mit dem *haben*-Zustandsaktiv rechnen. Somit läßt sich das funktionale Spektrum der Konstruktion mit dem Hilfsverb *haben*+Part.II durchaus (und nicht zufällig) mit dem funktionalen Spektrum der Konstruktion mit dem Hilfsverb *sein*+Part.II vergleichen:

(6) Perfekt: *Der Zug ist angekommen.*

(7) Zustandspassiv: *Das Fenster ist geöffnet.*

‘Das Fenster ist geöffnet worden’

(8) Zustandsaktiv: *Das Fenster ist geöffnet.*

‘Das Fenster ist offen/in geöffnetem Zustand’

Die rigide Trennung der drei Hilfsverbverwendungen ist hier aber vielleicht noch problematischer als im Falle von *haben*. Einerseits, weil (6) durchaus die zustandsaktivische Nebenbedeutung ‘Der Zug ist da’ hat, andererseits, weil die Trennung von (7) und (8) gekünstelt ist: Alles, was geöffnet/gebaut/bearbeitet/beschrieben usw. worden ist, befindet sich danach in geöffnetem/gebautem/bearbeitetem/beschriebenem usw. Zustand. Derartige Zusammenhänge zwischen Konstruktionsbedeutungen können wir aber nur dann nachvollziehen, wenn wir bereit sind, sprachgeschichtliche Erkenntnisse mit in die Betrachtung der Gegenwartsgrammatik einfließen zu lassen und herkömmliche Kategorisierungen mit scharfen Grenzen in Frage zu stellen.

## 7. Das Rektum *vor*dat

In DUfU I/1998 wurden Helbig und Buscha kritisiert, weil sie in ihrer Grammatik die Verbrektionen einfach auflisten und dadurch im Leser den Eindruck erwecken (können), daß Rektionen gänzlich unmotivierbar seien. Paradebeispiele für Rektion sind im Deutschunterricht meistens Typen wie *verzichten auf* oder *warten auf*, bei denen die Beziehung zwischen verbalem Regens (*verzichten* und *warten*) und präpositionalem Rektum (in beiden Fällen *auf*<sub>akk</sub>) tatsächlich

unmotivierbar ist. Diese Beispielgebungspraxis ist aber irreführend. Sie stellt nämlich eher die stark grammatikalisierten Randfälle in den Mittelpunkt. Die große Masse der präpositionalen Rekta ist jedoch nur schwach bis mäßig grammatikalisiert.

Die Begriffe 'schwach grammatikalisiert' und 'stark grammatikalisiert' entstammen dem oben erwähnten Grammatikalisierungsparadigma. Mit ihrer Hilfe wird dem Umstand Rechnung getragen, daß Grammatikalisierungsprozesse langwierig sind, daß sich lexikalische Sprachzeichen nicht über Nacht zu vollgrammatischen Sprachzeichen entwickeln. Es gilt wohl für jeden beliebigen Zeitpunkt in der Geschichte einer Sprache, daß sich die meisten grammatischen Sprachzeichen irgendwo in der breiten Übergangszone zwischen 'purer' Lexik und 'purer' Grammatik befinden.

Nehmen wir als Beispiel das Verb *abhängen von*. Einerseits ist wohl nicht zu bezweifeln, daß *von<sub>dat</sub>* das Rektum des Regens *abhängen* ist. M.a.W., der Deutschlermer muß sich die Rektionsrelation zwischen Verb und Präposition merken. Andererseits sollte jedoch unter *merken* nicht gleich 'pauken' verstanden werden. Denn die ehemalige, der Grammatikalisierung vorausgehende Verbbedeutung ist hier noch durchaus nachvollziehbar: ein Abhängen im physischen Sinne, wobei die Quelle (= das, wovon man *abhängt*) entsprechend der Grundbedeutung der Präposition mit *von<sub>dat</sub>* angeschlossen wird. Das Rektum ist also zwar durchaus grammatikalisiert (deshalb nennen wir es ja ein Rektum), was aber nicht bedeutet, daß es unmotivierbar ist.

Fazit: Wenn sich neue grammatische Formen herausbilden, behalten sie meistens eine 'Restbeziehung' zu ihren lexikalischen Ursprüngen bei. Dieses 'residuale' Prinzip ist aus dem Grammatikalisierungsparadigma wohlbekannt. Paul J. Hopper nennt es *persistence* ('Fortdauer'/'Weiterbestehen'). Wie sieht es nun mit der Persistenz bei der Präposition *vor<sub>dat</sub>* aus? Sprachgeschichtlich gesehen ist wohl die lokale Verwendung primär:

(9) LOKAL: *X steht vor lauter Bäumen.*

Im Sinne der aus vielen Sprachen bekannten Raumzeit-Metaphorik entwickelte sich aus der lokalen u.a. eine temporale Verwendung:

(10) TEMPORAL: *Nein, ich hatte ihn gebeten, dich vor dem Vortrag zu suchen.* ("Der Campus" von D. Schwanitz)

Es handelt sich hier um die Herausbildung einer neuen lexikalischen Bedeutung von *vor<sub>dat</sub>*. Eine Grammatikalisierung ist nicht erkennbar.

Eine andere lexikalische Bedeutung bildete sich aufgrund einer Raumgrund-Metaphorik heraus. Die Entstehung dieser kausalen Verwendung können

wir am Beispiel des folgenden Sprichworts gut nachvollziehen:

(11) KAUSAL: *X sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.*

Wenn man (= X) vor etwas (= Y) steht, so kann Y die Sicht auf etwas anderes, das sich hinter Y befindet (= Z), verdecken. Somit stellt die Tatsache, daß Y vor Z steht, für X den **Grund** dafür dar, daß X Z nicht sieht. Die lokale Beziehung zwischen Y und Z (aus der Sicht von X) motiviert die kausale Beziehung, die X zwischen einer Relation Y-Z und einer anderen Relation X-Z konstruiert.

Im Falle der kausalen Verwendung von *vor<sub>dat</sub>* handelt es sich jedoch nicht bloß um eine neue lexikalische Bedeutung. Vielmehr muß man wohl auch einen gewissen Grad von Grammatikalisierung der Präposition annehmen. Die kausale Präposition wird nämlich meistens von einer artikellosen NP im Singular gefolgt, was der grammatischen Norm im heutigen Deutsch nicht entspricht (s. DUfU III/1997). Außerdem ist kausales *vor<sub>dat</sub>* nicht oder nur schlecht ersetzbar durch synonyme Präpositionen:

SCHWACH GRAMMATIKALISIERT KAUSAL:

(12) *Vor Erleichterung umarmte er sie.* (“Der Campus” von D. Schwanitz)

(12a) ~~*Wegen Erleichterung umarmte er sie.*~~

(12b) ??*Aus Gründen der Erleichterung umarmte er sie.*

(13) *Ihr Gesicht war rot vor Wut...* (“Der Campus” von D. Schwanitz)

(13a) ~~*Ihr Gesicht war rot wegen Wut*~~

(13b) ??*Ihr Gesicht war rot aus Gründen/aufgrund der Wut*

(14) *Ich dachte, ich sterbe vor Glück.* (Hörbeleg)

(14a) ~~*Ich dachte, ich sterbe wegen Glück.*~~

(14b) ??*Ich dachte, ich sterbe aus Gründen/angesichts des Glücks.*

(15) *...sie schrie jetzt hysterisch vor Lachen...* (“Der Campus” von D. Schwanitz)

(15a) ~~*sie schrie jetzt hysterisch wegen Lachen*~~

(15b) ??*sie schrie jetzt hysterisch aus Gründen/aufgrund des Lachens*

Die Raumgrund-Metaphorik ist aber trotz Grammatikalisierung auch in diesen Fällen relativ gut nachvollziehbar. Mit *Erleichterung*, *Wut*, *Glück* und *Lachen* in (12)-(15) werden metaphorische Orte bezeichnet, die in jemand, der vor diesen ‘Orten’ ‘steht’, etwas auslösen. Von diesen lokale Persistenz zeigenden, schwach

grammatikalisierten kausalen Verwendungen sind die bekannten Rektionsfälle mit *vor*<sub>dat</sub> nur noch einen winzigen Grammatikalisierungsschritt entfernt:

- (16) STARK GRAMMATIKALISIERT KAUSAL: *Angst vor*,  
*fürchten vor* usw.

Auch hier ist die lokale Persistenz da, auch hier ist die Lokalität die Basis der Kausalität: Man steht vor einem (dunklen, geheimnisvollen, unheilbringenden, unbekanntem usw.) Ort, der durch seine negativen Eigenschaften zur Quelle der Angst, der Furcht wird. Die Präposition ist also durchaus motivierbar, ist jedoch im Vergleich zu den Verwendungen in (12)-(15) stärker grammatikalisiert. Damit ist gemeint, daß sie eindeutig das Rektum von *Angst* bzw. *fürchten* ist, während die Fälle in (13)-(15) nicht so eindeutig sind: Ist *vor*<sub>dat</sub> das Rektum der Adjektive *rot* und *hysterisch* oder des Verbs *sterben*? (In (12) ist es klar, daß die Präposition kein Rektum des Verbs *umarmen* ist.)

Zusammenfassend: Die Prinzipien der Divergenz und der Persistenz wirken und wirkten auch in der Geschichte von *vor*<sub>dat</sub>: Einerseits kam es zur Divergenz der lexikalischen und grammatischen Domänen des Zeichens, andererseits behielt das Rektum *vor*<sub>dat</sub> bis heute eine semantische Beziehung zu dem lexikalischen Sprachzeichen *vor*<sub>dat</sub>. Die Masse der grammatischen Verwendungen von *vor*<sub>dat</sub> wird eher von schwach grammatikalisierten Formen geprägt als von Rekta. Unter den stark grammatikalisierten Verwendungen von *vor*<sub>dat</sub> gibt es wohl kaum völlig unmotivierbare Rekta, d.h. Sprachzeichen ohne lokale und/oder kausale Persistenz.

## Die Angemessenheit von Grammatiker-Modellen vor dem Hintergrund sprachgeschichtlicher Abläufe

Ich hoffe, den Leser überzeugt zu haben, daß sich die Berücksichtigung sprachgeschichtlicher Erkenntnisse auf das Verstehen von Grammatik (= Phänomen) positiv auswirken würde. Unser Wissen über sprachgeschichtliche Abläufe könnte aber auch noch auf einer anderen Ebene eingesetzt werden (DUfU I/1998): Mit seiner Hilfe könnten wir die Angemessenheit von grammatischen Beschreibungen (= Grammatiker-Modellen, Grammatikbüchern) besser beurteilen. M.a.W., wir hätten ein **Adäquatheitskriterium** für Grammatiker-Modelle, das uns ermöglichte, zwischen konkurrierenden Modellen eine Auswahl zu treffen. Dieser Punkt soll im folgenden an zwei **verschiedenen Typen** von Beispielen verdeutlicht werden.

## 1. Adjektivflexiv Sg.Gen.M./N.

Probleme mit der traditionellen Auffassung von der Nominalflexion wurden in DUfU II/1997 skizziert. In DUfU III/1997 wurde dann ein neues Modell vorgeschlagen, das auch die Adjektivflexion in ein neues Licht rückt. Nach diesem Modell gibt es im Deutschen lediglich eine Adjektivdeklinationsform, nämlich die, die traditionell 'schwach' (= nominal) genannt wird. Das deutsche Adjektiv hat also ein recht armes Paradigma, das aus nur zwei Formen besteht: aus der Grundform *-e* (*dieser heiÙe Kaffee*) und der obliquen Form *-en* (*dieses heißen Kaffees*). Auch in der artikellos realisierten NP behält das Adjektiv im Gen. des M./N. das Adjektivflexiv bei:

(17) *eine Tasse heißen Kaffees*

Diese Analyse, die traditionell gesprochen besagt, daß das Adjektivflexiv in (17) 'schwach' ist, ist für Lehrer und Lerner wohl gleichermaßen **durchsichtiger** und **verständlicher** als die Auffassung, daß es 'stark' ist. Schließlich ist ja das 'starke' Genitivflexiv des M./N. ein *-s*, das aber an Adjektiven nicht erscheinen kann:

(17a) ~~*eine Tasse heißes Kaffees*~~

Im Deutschunterricht in Ungarn lernt man trotzdem, daß das Adjektiv *heiÙen* in (17) stark flektiert werde. Diese Auffassung wurde offensichtlich aus der Grammatik von Gerhard Helbig und Joachim Buscha übernommen, nach denen "Adjektive nach Nullartikel" die "starke Deklination" aufweisen (man vergleiche *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. 14., durchges. Aufl. Berlin usw. 1991, S. 301). Das einschlägige Beispiel in der Grammatik von Helbig/Buscha ist *groÙen Erfolgs* (ebd.).

Diese Auffassung müÙte unabhängig von den sprachgeschichtlichen Abläufen zu Kommunikationsproblemen im Sprachunterricht führen. Denn wie erklärt der Lehrer, daß nicht (17a), sondern (17) die korrekte Struktur ist? Er kann ja nicht sagen: "Das starke Flexiv ist hier falsch, ihr müÙt das schwache benutzen." Er müÙte eigentlich zu der paradoxen Formulierung greifen: "Das starke Flexiv ist hier falsch, ihr müÙt das starke benutzen." Die andere Möglichkeit wäre, so zu tun, als gäbe es im Deutschen zwei starke Genitivflexive: "Das starke Flexiv *-s* ist hier falsch, ihr müÙt das starke Flexiv *-en* benutzen."

Würde der Lehrer auch das einschlägige Genitivflexiv des "Adjektiv(s) nach bestimmtem Artikel (schwache Deklination)" (Helbig/Buscha ebd.) mit in den Vergleich einbeziehen, würden sich die Lerner noch mehr wundern, wie 'unlogisch' die deutsche Sprache sei:

schwach:        *des großen Erfolgs*  
stark:            *großen Erfolgs*

Das Genitivflexiv *-en* ist also nach Helbig/Buscha offensichtlich polyfunktional (und auch polysem?): dieselbe Form gilt bald als schwaches, bald als starkes Flexiv - je nach Artikelhaltigkeit oder -losigkeit der NP. Nach diesem Modell lernen also (implizit!) die Lerner folgendes:

- (17) stark und korrekt: *eine Tasse heißen Kaffees*
- (17a) stark und inkorrekt: ~~*eine Tasse heißes Kaffees*~~
- (17b) schwach und korrekt: *der Preis des peruanischen Kaffees*

M.a.W., **sie lernen** (implizit) **folgende Absurdität**: Das erwartbare starke Flexiv ist inkorrekt, korrekt ist das schwache Flexiv, das aber nur scheinbar schwach ist. In Wirklichkeit ist es stark, aber es gibt tatsächlich ein homophones (= gleichlautendes) schwaches Flexiv.

Daß es nicht zu den hier beschriebenen Kommunikationsproblemen kommt, daß die Lerner nicht 'verrückt' werden, ist wohl nur dem (in diesem Falle glücklichen) Umstand zu verdanken, daß es im Deutschunterricht nicht üblich ist, inkorrekte Strukturen wie (17a) mit korrekten wie (17) zu konfrontieren bzw. die eventuellen materiellen Zusammenhänge zwischen Flexiven wie denen in (17) und (17b) zu kommentieren. (Das ist keine Kritik der Unterrichtsmethoden, sondern nur eine Feststellung.)

Uns interessieren hier in erster Linie aber nicht die hypothetischen Kommunikationsprobleme im Sprachunterricht, sondern die sprachgeschichtlichen Abläufe und deren Verhältnis zu gegenwärtigen Strukturbeschreibungen. Was unseren Fall angeht, war das 'starke' (= pronominal) Genitivflexiv des M./N. an Adjektiven in artikellosen NPn bis ins 17. Jh. hinein der Normalfall:

- (18) *leichtes Schrittes*

Die Ablösung des pronominalen durch das nominale Flexiv fängt nach Wladimir G. Admoni (*Syntax des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert*. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. W. Besch/O. Reichmann/S. Sonderegger. Bd. 2. Berlin/New York 1985, S. 1541) im 17. Jh. an und setzt sich zu Beginn des 18. Jhs. durch. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jhs. kommt also nur noch die heutige Struktur vor:

- (18a) *leichten Schrittes*

Sprachgeschichtlich gesehen ist demnach das Modell von Helbig/Buscha inadäquat. Denn im Rahmen dieses Modells müßte der sprachgeschichtliche Prozeß so interpretiert werden, daß das starke Flexiv *-s* durch das ebenfalls starke Flexiv *-en* ersetzt worden sei. Der Sinn dieses Scheinsprachwandel-Postulats wäre jedoch weder morphologisch noch syntaktisch noch semantisch nachzuvollziehen.

## 2. Medial-Passiv (= Passiv mit *sich*-Verben)

Es gehört zu den (falschen!) Faustregeln im Deutschunterricht in Ungarn, daß sog. reflexive Verben nicht passivfähig seien. Als die Quelle dieser Ansicht ist erneut die Grammatik von Helbig und Buscha auszumachen:

“Die Reflexivität eines Verbs schließt die Bildung von Passivformen aus” (Helbig/Buscha ebd., S. 208; s. auch S. 171f.)

Diese Ansicht ist zuerst einmal empirisch falsch. Man findet in der einschlägigen Fachliteratur — inklusive einiger Grammatiken — relativ viele Beispiele für Passivsätze mit *sich*-Verben (s. DUfU II/1996 und DUfU I/1997). In DUfU I/1997 haben wir dafür argumentiert, die passivfähigen *sich*-Verben mithilfe des Konzeptes der Medialität abzugrenzen. Mediale *sich*-Verben sind demnach durchaus in der Lage, ein subjektloses Passiv, das **Medial-Passiv**, zu bilden, z.B.:

(19) *Wann wird sich endlich mal gekämmt?*

Die Ansicht von Helbig und Buscha ist aber nicht nur empirisch falsch, sie widerspricht auch dem hohen sprachgeschichtlichen Alter des Phänomens. Das Medial-Passiv ist nämlich seit dem hohen Mittelalter (= seit der sog. mittelhochdeutschen Sprachperiode) belegt, ist also mindestens so alt wie die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Auch der erste sprachwissenschaftliche Aufsatz zum Thema ist schon fast anderthalb Jahrhunderte alt, stammt aus dem Jahre 1854 und wurde von einem Gymnasiallehrer namens Karl Gustav Andresen verfaßt (*Passiv des Reflexivs*. In: Allgemeines Nassauisches Schulblatt 5/48, 763-764.) Nach Andresen (ebd.) ist die Erscheinung im 19. Jh. “nicht selten”, “namentlich im Familienton” und “vorzüglich im Norden Deutschlands”. Er zitiert zahlreiche Medial-Passiv-Belege, die er alle aber nicht selber gesammelt, sondern aus der “Deutschen Grammatik” von Jacob Grimm übernommen hatte. Andresen stellt interessanterweise schon für die Grammatischreibung seiner Zeit fest (ebd.): “die Grammatiker pflegen darüber [= über das Passiv mit *sich* Verben] zu schweigen”. Die einzige - allerdings nicht gerade unbedeutende - Ausnahme

war im 19. Jh. Jacob Grimm.

Bei der kurzen Besprechung des Falles Medial-Passiv war uns die Sprachgeschichte auf eine andere Art behilflich als oben beim Adjektivflexiv-Problem. Da ging es darum, den aktuellen Zustand mit einem früheren Sprachwandel in Verbindung zu bringen und daraus Schlüsse zu ziehen. Hier ging es hingegen lediglich darum, den Nachweis des hohen sprachgeschichtlichen Alters eines Phänomens zu erbringen, um für dessen aktuelle 'Realität' zu argumentieren. Die zwei Verfahren dokumentieren also zwei verschiedene methodische Möglichkeiten, die Sprachgeschichte für die Erforschung der Grammatik der Gegenwartssprache nutzbar zu machen. Daß es noch weitere methodische Möglichkeiten gibt, soll damit keineswegs ausgeschlossen werden.